Friedrich der Grosse und
der Friede zu Hubertsburg

DD
403
.8
F75

Bibliothek der ... Zürich

Friedrich der Große

und

...r Friede zu Hubertsburg.

(Eine psychologische Skizze.)

Vortrag, gehalten in der militairischen Gesellschaft zu Berlin am 24. Januar 1863.

...eiheft zum Militair-Wochenblatt für Januar 1863.

Redigirt von der historischen Abtheilung des Generalstabes.

Berlin, 1863.

In Kommission bei E. S. Mittler und Sohn.
(Zimmerstraße Nr. 84, 85.)

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

PROFESSOR J.A. PHILIP

Friedrich der Große

und

der Friede zu Hubertsburg.

(Eine psychologische Skizze.)

Ein Vortrag, gehalten in der militairischen Gesellschaft zu Berlin am 24. Januar 1863.

Beiheft zum Militair-Wochenblatt für Januar 1863.

Redigirt von der historischen Abtheilung des Generalstabes.

Berlin, 1863.

In Kommission bei E. S. Mittler und Sohn.

(Zimmerstraße Nr. 84. 85.)

I. 41 4.

LIBRARY
JUN 19 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

DD
403
.8
F75

Als am 15. Februar 1763 der Friede zu Hubertsburg geschlossen wurde, hatte hiermit Friedrich der Große einen Denk- und Markstein in der Entwickelungsgeschichte des Königreichs Preußen gesetzt, der noch heute, nach dem Verlauf von hundert Jahren, fest, sicher, unangetastet steht. Wir, die Armee, die Nation — die Wächter über diesen edlen Bau — wir haben denselben dem nun beginnenden zweiten Jahrhundert ebenso wohl erhalten, als wir ihn empfangen haben, zu überliefern. An uns, wie an alle kommenden Geschlechter, tritt ja täglich die Frage heran, ob wir an Mannheit und Kraft, an Hingebung und Treue Nichts eingebüßt haben?

Die bevorstehende fünfzigjährige Feier des 17. März 1813 giebt für jene Zeit eine freudige, volltönende Antwort darauf. Mit Gottes Hülfe, dem wir in Demuth die Ehre geben, werden auch wir den Männern des 18., wie den Siegern des 19. Jahrhunderts nicht nachstehen! In dieser Zuversicht erinnern wir uns heute des hohen Fürsten, der den Hubertsburger Frieden schloß; wir gedenken des Tages, an welchem vor 151 Jahren König Friedrich I., knieend und betend an der Wiege des neugeborenen Enkels, segnend die Hände über den künftigen glänzenden Träger der Krone der Hohenzollern ausbreitete, — an welchem der glückliche Vater Kronprinz Friedrich Wilhelm den heißersehnten Knaben in seinen Armen mit Liebkosungen fast erstickte, — an welchem endlich das preußische Volk mit Dank an heiliger Stätte erkannte, daß durch die Gnade Gottes das Königreich Preußen von Neuem bestätigt sei.

Als Kurfürst Friedrich I. im Jahre 1440 starb, hatte die Kurmark Brandenburg nur ein Gebiet von c. 500 Quadratmeilen. Bei dem Tode Friedrichs, des ersten Königs, war nach 273 Jahren der Umfang des preußischen Staates auf 2070 Quadratmeilen gestiegen, und schon Friedrich der Große hinterließ seinem Nachfolger eine Ländermasse von 3546 Quadratmeilen mit einer Einwohnerzahl von 5,430,000. Das neu erworbene Schlesien hatte allein 688 Quadratmeilen gebracht.

Eine Armee von 83,000 Mann fand Friedrich II. bei seiner Thronbesteigung vor; eine Armee von 220,000 Mann stand im Laufe seiner Regierung sieggekrönt und kampfbereit unter den Fahnen des Königs.

Mit diesen Ziffern war erst die Umwandlung des Kurfürstenthums in die realen Machtverhältnisse eines Königreichs vollzogen worden, — eines Königreichs, welches sich schon nach 54 Jahren, d. h. im Jahre 1840, — in kräftigster Entwickelung auf 5096 Quadratmeilen mit 15½ Millionen Einwohnern vergrößert hatte, und jetzt als unbestrittene fünfte europäische Großmacht 5,103 Quadratmeilen und 18½ Million Einwohner, mit einer Armee von über 500,000 Mann zählt.

In dieser Reihenfolge erscheint Friedrich der Große mit Recht als Gründer der Großmachtsstellung unseres Vaterlandes.

Allein wer dürfte sich so beschränken, das Wachsthum Preußens und seine politische Macht nur an Ziffern messen zu wollen? Wären diese Ziffern nicht gleichzeitig Beweis und Ausdruck für reiche geistige Kräfte, für wirklich sittliche Mächte, denen in dem Wechsel aller Dinge allein die Verheißung des Bestehens gegeben ist, so würde die Nation auch nicht gewachsen sein, sie würde nicht eine wahrhaft große That haben vollbringen können. Wir aber werden diese Kräfte wirken sehen.

Es war zunächst für die Entwickelung Preußens ein sehr glücklicher Umstand, daß ein jugendlicher Fürst von 28 Jahren, ausgestattet mit den reichsten Gaben des Geistes, 46 Jahre lang an der Spitze eines Volkes stehen durfte, welches Er berufen war, in die Reihe der Großmächte Europa's einzuführen! In diesem langen Zeitraum mußte Preußen das Gepräge Seines Königlichen Willens, Seiner Kraft und Energie empfangen.

Ein lebendiger, bildsamer Stoff harrte nur der Hand des Künstlers, der ihm den scharfen nationalen Ausdruck, und durch Thaten das Selbstbewußtsein inneren Werthes geben sollte. In einem Kampfe, der Mark und Bein durchschütterte, hat Friedrich der Große die Kräfte seines Volkes gestählt. Ohne Kampf kein Sieg, ohne Kampf auch keine Macht und keine Größe!

Bevor der König jedoch durch einen höheren Willen in die Schranken dieses Kampfes gerufen wurde, hatte Er zuvor als Kronprinz lernen müssen, sich selbst zu überwinden.

Wie wenig auch die Individualität des heranwachsenden Prinzen zu der seines Vaters zu passen schien, wie sehr auch Beider Wünsche und Neigungen nach entgegengesetzten Richtungen auseinandergingen, — diese Gegensätze, die so viel Kummer und Schmerz in das ganze Königliche Haus brachten, gaben dem Prinzen nicht das Recht, sich der väterlichen Autorität zu entziehen; sie entbanden ihn nicht von der Pflicht des Gehorsams, welche die Gebote Gottes unbedingt und rück-

haltslos fordern. König Friedrich Wilhelm I. war sich seines Rechtes und seiner Pflicht vollkommen bewußt, wenn er den geistvollen aber weichlichen Sohn durch eine scharfe, männliche Erziehung zum Mann ausbilden wollte. Durchdrungen von der Bedeutung, welche die Armee zu allen Zeiten für den preußischen Staat haben werde, wollte er in dem Prinzen einen eifrigen, rechtschaffenen Soldaten sehen, der aus Liebe und Ueberzeugung das Beispiel der vollkommensten Hingebung an den Königlichen Dienst geben sollte.

Der König drückt diese Gedanken sehr bestimmt in folgender Art aus:

„Ich habe von Jugend auf Alles angewandt, Dir eine rechtmäßige Ambition, Lust und Inclination zum Soldatenhandwerk zu inspiriren. Ich bin aber nicht reussiret, weil Du die Ambition in Hoffarth verkehret hast, und anstatt einer rechten Lust, Liebe und Applikation zum Handwerk, einen rechten Widerwillen dagegen getragen, daß es alle Leute observiren können, daß es Dir kein Plaisir, sondern eine rechte Last sei. Wie Du Dich denn auch gegen Fremde und Einheimische darüber beklagt hast, — und ein Soldat, der Ambition und rechtschaffene Lust dazu hat, wie ich Dir tausendmal gesagt habe, auch eine Inclination haben muß zu Allem dem, was männlich ist und nicht zu dem, was weibisch ist; — daß er sich selbst nicht schonen, sondern sich sogleich exponiren und einfinden muß, wenn es Occasionen giebt, sich zu zeigen; der ferner nach keiner Kälte und Hitze was fraget, noch nach Hunger und Durst, und die stärksten Fatiguen, die da sein können, gerne ausstehet ... Mir, Deinem Vater und Herrn hast Du Deinen kindlichen und unterthänigen Gehorsam zu erzeigen, höflich und obligeant gegen alle Leute zu sein, und Dir eine veritable Ambition anzueignen. Denn die Ambition, die moderiret ist, ist recht und löblich, hingegen die Hoffarth ist gegen Gottes Willen ... Ich erwarte von Dir eine gute Conduite und schuldigsten Respect und Gehorsam gegen Mich."

Der Versuch, auf eigenen, selbstgewollten Wegen gehend, sich der väterlichen Zucht und Strenge zu entziehen, hatte den Prinzen an den Rand eines schmachvollen Todes, aber hiermit auch zur Umkehr und zur Einkehr in sich selbst gebracht.

Es liegen unzweifelhafte Beweise seiner Reue und seiner besseren Erkenntniß vor, die er in der Einsamkeit und Stille als Festungs-Arrestant, unter dem Einfluß ernster, würdiger Männer, sehr bald gewann, ohne hierdurch seine Selbständigkeit und vollberechtigte Individualität im Geringsten aufzugeben.

„Ich erkenne in der Führung meines Unglücks Gottes Wege — antwortete der Prinz dem Könige ... Ich will durch

meine ganze Submission, meinen völligsten Gehorsam und aufrichtigste Treue in allen Stücken, meine so übel gehabte Conduite zu repariren suchen . . . Ich gestehe, daß ich Ihre Gnade nicht verdient habe. Meine vorige Conduite — ich sage es mit Scham — ist nicht zu excusiren; ich bitte daher ganz unterthänigst, haben Sie die Gnade, solche zu vergessen. Dieses Andenken ist mir so schmerzhaft, daß ich es nicht genug bereuen kann. Ich bitte Sie von Grund meines Herzens, machen Sie mich wieder zum Soldaten. Wollte Gott, ich hätte sobald Gelegenheit, als ich es wünschte, diesen Flecken aus meinem Leben zu vertilgen . . . Lassen Sie mich wieder den blauen Rock anziehen . . . Habe ich Ihnen leider mit Hartnäckigkeit widerstrebt, so glauben Sie gewiß, daß ich im Guten viel beständiger sein werde . . . Ich versichere meinem allergnädigsten Vater, daß ich von jetzt ab auf Treue und Gehorsam gegen Sie leben und sterben werde."

Aus diesen Worten drang die Wahrheit aufrichtiger Besserung an das Herz seines Königlichen Vaters; aber ein ganzes Jahr lang sollte der Prinz der Prüfung dieser Umkehr unterworfen bleiben. Erst mußte er in der Administration und Oekonomie gründlich unterrichtet und geübt werden, bevor er wieder in die Reihen der Armee aufgenommen werden sollte. Wenn nach irgend einem edlen Ziele, so sehnte sich der Prinz nach diesem, da er ja das Blut der Hohenzollern nicht verleugnen konnte.

„Dieweil mein allergnädigster Vater erlaubt, bei Ihm eine Gnade zu bitten, so bitte ich unterthänigst ums Reglement, worinnen gerne oft lesen wollte, um es mir recht geläufig zu machen; mein allergnädigster Vater kann mir keine größere Gnade thuen, denn hierdurch mache ich mich Seines Dienstes wieder fähig."

„Ich schicke Euch hierbei das verlangte Reglement von der Infanterie!" lautete die Antwort.

„Lernet bei allen Sachen ins Detail gehen; Ihr werdet hiernächst selbst den wahren Nutzen davon empfinden."

Prinz Friedrich lernte jetzt erst seinen hohen Vater kennen, lieben und ihm mit Hingebung aller seiner Kräfte dienen.

Sehr bald wurde ihm auch an der Spitze seines Regiments das Lob zu Theil:

„Eure Applikation und Einsicht verursacht mir ein besonderes Vergnügen.

„Ich bin vollkommen zufrieden mit Euch."

Auch nach dem Tode des erlauchten Herrn hat Friedrich der Große ihm eine aufrichtige Dankbarkeit bewahrt, und dem Könige

Friedrich Wilhelm I. in seinen Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg ein ehrenvolles Denkmal gesetzt.

„Ich habe nichts verhüllt, ich habe nichts verschwiegen, — sagt König Friedrich in seiner Vorrede dazu. — Ich habe die Fürsten meines Hauses dargestellt, wie sie gewesen sind.

„Friedrich Wilhelm I. schuf eine vollkommene Ordnung in den Finanzen, in der Polizei, in der Justiz und in der Armee. In einem starken Körper wirkte eine seltene Arbeitskraft. Niemals ist ein Fürst geboren worden, dessen Geist mehr Fähigkeit für das Detail gehabt.

„Nur deshalb stieg er zu den kleinsten Dingen herab, weil ihr Zusammenwirken die großen erzeugt.

„Seine Einfachheit, Mäßigkeit und Sittenstrenge waren des besten römischen Republikaners würdig.

„Er war ein großer Fürst. Doch über seinen häuslichen Kummer lasse man mich schweigen. On doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfants, en faveur des vertus d'un tel père.

„Die Politik des Königs war stets unzertrennlich von seiner Gerechtigkeit.

„Weniger damit beschäftigt, sich auszudehnen, als gut zu regieren was er besaß, war er nur zu seiner Vertheidigung gerüstet, niemals um ein Unheil über Europa heraufzuführen. Stets zog er die nützlichen Dinge den angenehmen vor. Vorsichtig in seinen Verpflichtungen, wahr in seinen Versprechungen, strenge gegen sich und Andere, handhabte er rücksichtslos die Disciplin in der Armee, regierte seinen Staat nach denselben Gesetzen des Gehorsams, wie die Armee, und forderte endlich, daß alle seine Unterthanen ebenso stoisch seien, wie er es selbst war.

„Ja, in dem arbeitsamen Leben dieses Monarchen und in allen seinen weisen Anordnungen liegen die Grundzüge des Wohlergehens, dessen das Königliche Haus nach seinem Tode genossen hat."

So bethätigte Friedrich der Große seine Liebe als Sohn und seine Gerechtigkeit als Historiker.

Wer wollte es aber verkennen, daß gerade diese Periode seiner Jugend ihm zwei Grundsätze tief hat in das Herz dringen lassen, ohne welche Er nie groß und Preußen nie eine Großmacht geworden wäre.

Der eine ist die Nothwendigkeit des Gehorsams, nicht nur in der Armee, sondern in dem ganzen Lande, welches in der Armee sein Spiegelbild, sein Muster, seinen Stolz und seine Ehre sehen sollte. Wir wissen ja aus zahlreichen Beispielen, daß nicht allein die Generale

und Offiziere seiner Armee von dem festen, strengen Willen des Königs getroffen wurden, sondern auch die Kriegsräthe, die Kammerräthe, die Kammer-Präsidenten, die Richter und die Minister. Vor dem aufgehobenen Krückstock, als dem bloßen Symbol seines bestimmten Königlichen Willens, schreckte jeder Widerstand zurück. Ein heiliger Respect vor dem Recht und der Gewalt der Obrigkeit durchströmte den gesammten Staats-Organismus und ließ ihn eben dadurch auch in der schweren Zeit der Noth, die über Preußen bald hereinbrechen sollte, keinen Augenblick verzagen.

Freilich hing dieser Grundsatz des Gehorsams eng zusammen mit dem zweiten, der den ersten ergänzte, läuterte und vollkommen rechtfertigte, nämlich mit dem, das Dienen von dem höchsten sittlichen Standpunkte aufzufassen.

Wenn sich Friedrich der Große den ersten Diener des Staates nennt, so spricht Er damit aus, daß seine ganze Existenz, in vollster Selbstverläugnung, in die des Staates aufgegangen ist. Er wollte nicht sich selbst, Er wollte nur dem Vaterlande, nur dem Gemeinwohl seines Volkes leben.

Diese Vergeistigung des Dienens weiß nichts von Zwang, von Furcht, von Knechtschaft oder Untreue; sie führt vielmehr zur vollsten Uebereinstimmung des eigenen freien Willens mit den Forderungen des Berufes. Nicht das Gesetz allein, die Liebe fesselt nun eine jede Ausschreitung.

Die innerste Ueberzeugung ist Treue, ist Gehorsam, ist freudige Hingabe aller Kräfte an das Wohl des Königs und mit ihm an das Heil des Vaterlandes.

Das Dienen, in diesem Sinne aufgefaßt, forderte der König unnachsichtig von der Armee, wie von allen Männern, denen Er ein öffentliches Amt, gleichviel wie hoch oder wie klein, in souverainer Machtvollkommenheit verliehen hatte. Das Dienen in diesem Sinne ist allein die schöne, goldene Frucht des Christenthums. Auch unser Herr und Heiland war ja nach seinen eigenen Worten in die Welt gekommen, „nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er Anderen diene".

Friedrich der Große war mit dieser Anschauung in allen seinen Regierungshandlungen ein Product des ächt christlichen Geistes, selbst da, wo er sich desselben nicht bewußt war. Das Wort Gottes, welches ihm sein ernster Königlicher Vater so reichlich in seiner Jugend nahe hatte bringen lassen — wenn auch leider oft hart und in äußerlicher Form — war doch nicht leer zurückgekommen; es hatte gleichwohl ausgerichtet, wozu es von dem allmächtigen Gott bestimmt gewesen.

Noch als Kronprinz legt Friedrich in zahlreichen Aeußerungen, oft von großer Kraft und Schönheit, Zeugniß von den unvergänglichen Samenkörnern jenes Geistes ab.

So schreibt er unter Anderem 1739:

„Liebe zu den Menschen muß hochgestellten Personen besonders eigen sein. Ein Souverain ist dazu berufen, alles menschliche Elend nach besten Kräften zu mildern. Er ist wie ein Arzt, der da heilt, nicht die Krankheiten des Leibes, wohl aber die Leiden seiner Unterthanen. Die Stimme der Unglücklichen, die Seufzer der Elenden, der Ruf der Unterdrückten sollen bis zu ihm gelangen. Sei es aus Mitleid für Andere, sei es aus einem Rückblick auf sich selbst, — es soll ihn die traurige Lage Aller rühren, deren Elend er sieht, und ist sein Herz nicht ganz unempfindlich, so werden die Unglücklichen bei ihm jede Art von Barmherzigkeit finden. — Ein Fürst ist in dem Verhältniß zu seinem Volke, was das Herz in dem mechanischen Bau des Körpers ist.

„Das Herz empfängt das Blut aller Glieder und macht es wieder bis in die kleinsten Adern zurückströmen. So empfängt ein Fürst die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen, und giebt ihnen Wohlstand, Wohlergehen und Ruhe, sowie alles dasjenige, was zu dem Wachsthum der Gesellschaft und ihrem Heil beitragen kann. — Das sind die Grundsätze, von welchen ich glaube, daß sie von selbst (?) in dem Herzen eines jeden Menschen entstehen." —

„Ach — klagte der Prinz einige Jahre früher — ich fühle, daß ich in nichts groß bin. Wenn ich eines Tages meinem Vaterlande nützlich werden sollte, so kann dies nur durch meinen Fleiß und meine Hingebung geschehen, und nützlich zu werden, ist der einzige Ruhm, nach dem ich trachte."

Wie ernstlich es Prinz Friedrich mit der idealen Richtung seines Geistes und seiner Studien meinte, zeigte er schon 1737 durch die Widerlegung des „Fürsten", wie ihn Machiavel sich dachte.

„Der „Fürst" des Machiavel — sagt der Prinz in der Vorrede zu seinem Antimachiavel — ist in Sachen der Moral, was das Werk Spinoza's in Sachen des Glaubens ist. Spinoza suchte das Fundament des Glaubens zu unterwühlen und das darauf gegründete Gebäude der Religion zu stürzen. Machiavel corrumpirte die Politik und bemühte sich, die Vorschriften einer gesunden Moral zu vernichten ... Nur zu lange hat er auf den Lehrstühlen der Politik Geltung gefunden. Ich wage es, die Menschheit gegen dieses Ungeheuer zu vertheidigen, welches sie selbst zerstören will. Ich wage es, die Vernunft und die Gerechtigkeit den Sophismen und den Verbrechen entgegen zu stellen ... Ich halte den „Fürsten" des Machiavel für eines der gefährlichsten Bücher, welches je in

der Welt verbreitet worden ist. Wie leicht können Grundsätze, welche den Leidenschaften schmeicheln, ein Herz vergiften! Doppelt widerwärtig ist es aber, Fürsten zu mißleiten, welche Völker zu regieren haben, Gerechtigkeit handhaben müssen, und durch Güte, Großmuth und Barmherzigkeit Ebenbilder der Gottheit sein sollen."

Mit solchen Gesinnungen bestieg Friedrich der Große den Thron. Da rief ihn gleich in dem ersten Jahre seiner Regierung der Tod Kaiser Karls VI. zum raschen entscheidenden Handeln auf.

„Cette mort — schreibt der König — dérange toutes mes idées pacifiques."

Sein Haus hatte alte, wohlverbriefte Rechte auf den Besitz Schlesiens geltend zu machen. Er selbst erzählt:

„Der Wunsch nach Ruhm beseelte mich; aber mehr noch die Nothwendigkeit, gleich im Anfange meiner Regierung unzweifelhafte Zeichen der Kraft und Festigkeit zu geben und dadurch meinem Volke in Europa Achtung zu verschaffen. Mäßigung stand in Gefahr, als Schwäche ausgelegt zu werden. Freilich wagte ich viel; eine einzige verlorene Schlacht konnte für alle Zeit entscheidend werden. Ich hatte keinen Verbündeten, und mußte unerfahrene Soldaten der alten, kriegsgewohnten österreichischen Armee entgegenführen.

„Aber dennoch schwankte meine Hoffnung nicht. Entschlossen, dem Kriege nicht auszuweichen, sandte ich zwar Vergleichsvorschläge durch den Grafen Gotter an den Wiener Hof; indessen meine Armee war schneller als diese Gesandtschaft.

„Zwei Tage früher, bevor Gotter Wien erreichte, rückten meine Truppen schon in Schlesien ein. Der Rubikon war überschritten."

Vor dem Abmarsch hatte der König die Offiziere der Berliner Garnison mit folgenden Worten angesprochen:

„Ich unternehme einen Krieg, in welchem ich keine anderen Verbündeten habe, als Ihre Tapferkeit und Ihre rückhaltloseste Ergebenheit. Meine Sache ist gerecht. Erinnern Sie sich des Ruhmes, den Ihre Vorfahren in den Ebenen von Warschau, bei Fehrbellin und bei der Expedition nach Preußen zu erlangen wußten. Ihr eigenes Schicksal liegt jetzt in Ihren Händen. Ihrer tapferen Thaten harren Auszeichnungen und Belohnungen.

„Wenn ich Sie auf den Ruhm hinweise, so weiß ich auch, daß Sie nur ihn, als das würdige Ziel aller Ihrer Anstrengungen, vor Augen haben. Wir werden Truppen entgegentreten, welche unter dem Prinzen Eugen sich den besten Ruf

erworben haben; um so mehr Ehre zu siegen, wenn wir unsere Kräfte an denen braver Soldaten messen dürfen. Leben Sie wohl und marschiren Sie! Ich werde Ihnen sogleich zu dem Rendez-vous des Ruhmes folgen, der uns erwartet."

Diese ersten Schritte auf der Bahn zur werdenden Großmacht trugen die Signatur, welche seitdem die Grundlage der Politik des großen Königs geblieben ist, nämlich der eigenen Kraft mehr als allen Verbündeten zu trauen, sich durch kühne, entscheidende Thaten auf dem Schlachtfelde Respect zu schaffen, und in der Vergrößerung der Armee die nationale Kraft zur unzweifelhaften Anschauung zu bringen.

Daß der König sofort persönlich an die Spitze der Armee trat, war freilich eine Ueberlieferung seines hohen Hauses; allein schon im Jahre 1737 hatte er diesen Entschluß in seinem Antimachiavel mit vollkommener Klarheit ausgesprochen:

„In der That — schreibt er — ein großer Fürst muß die Führung seiner Truppen übernehmen; wo seine Armee ist, da ist seine Residenz; sein Interesse, seine Pflicht und sein Ruhm weisen ihm dort seine Stellung an. Wie er das Haupt der richterlichen Gewalt ist, so ist er auch der Beschützer und der Vertheidiger seines Volkes. Er muß die Vertheidigung seiner Unterthanen als eine der wichtigsten Aufgaben seines Berufes ansehen, welche er eben deshalb Niemandem als sich selbst anvertrauen soll. Sein eigener Vortheil gebietet es, daß er sich in Person bei der Armee befinde, weil alle Befehle von ihm ausgehen, und dann Absicht und Ausführung sich mit Schnelligkeit folgen können. Seine Anwesenheit schneidet auch alle Mißhelligkeiten der Generale untereinander ab, die nur zu oft unheilvoll für die Operationen der Armee und verderblich für das Interesse des Kriegsherrn gewesen sind. Seine Autorität ordnet viel schneller Magazine, Munitions- und Kriegsvorräthe aller Art, ohne welche auch ein Caesar an der Spitze von 100,000 Mann nicht reussiren könnte.

„Da es überdies der Kriegsherr ist, welcher Schlachten schlagen läßt, so gebührt es ihm auch, dieselben zu leiten und durch seine Gegenwart den Truppen den Geist der Tapferkeit und der Zuversicht einzuflößen. Er tritt an ihre Spitze, um ihnen das Muster und Vorbild zu geben. Kein Kriegsministerium kann den Kriegsherrn ersetzen."

In solchen Gedanken sprach sich bereits die Zuversicht des jugendlichen Königs aus, auch sofort zu leisten, was er selbst gefordert hatte. Mit der Ursprünglichkeit des militairischen Genie's, welches in der früheren scheinbaren Abneigung gegen das streng soldatische Wesen doch verhüllt geschlummert hatte, zeigt sich Friedrich der Große in dem

ersten und zweiten schlesischen Kriege als Sieger bei Mollwitz und Czaslau, bei Hohenfriedberg und Sorr, und gleichzeitig auch als vollendeter Lehrmeister der Kriegskunst, sowohl seinen ältesten Generalen und höheren Offizieren, wie der ganzen Armee gegenüber.

Wir wollen nur einige seiner prägnantesten Gedanken zur Schilderung der Kräfte, welche der König in die Armee hineinlegte, herausheben:

„Der Krieg ist eine große Kunst, weil sie Reiche gegründet und Reiche umgestoßen hat. Darum soll uns der Krieg zum Nachdenken, der Frieden zur Uebung führen.

„Zucht und Gehorsam sind die Grundlage des Ruhmes und der Erhaltung des Staates. Ohne sie stumpft sich das Instrument des guten Rufes ab. Möge uns nie eine tadelnswerthe Sicherheit einschläfern. Zeitig müssen die Kampfmittel für jeden Fall gesichert sein.

„Feldzugspläne, welche auf die absolute Defensive gegründet sind, taugen nichts. Der Feind umgeht unsere Stellungen; dann wagt man nicht zu schlagen und weicht zurück. Solche Rückzüge lassen ebenso viel Terrain verlieren, als man nach einer verlorenen Schlacht aufgegeben hätte. Rückzüge mindern die Armee und ihren moralischen Gehalt.

„Politik und Kriegskunst müssen bei dem Entwurf eines Feldzugsplanes Hand in Hand gehen.

„Man studire das Kriegstheater und alle Hülfsmittel seines Feindes.

„Man wende der Ernährung der Truppen zu jeder Zeit die größte Aufmerksamkeit zu; auch die beste Armee geht zu Grunde, wenn sie fortgesetzten Mangel leidet.

„Nicht chimärische, aber große Ziele muß man sich im Kriege setzen; auch nie planlos handeln. Das Streben nach großen Zielen verspricht schnelle und große Resultate.

„Hüllt Eure Pläne in das tiefste Geheimniß, um wie ein Blitz zu überraschen.

„Geht, wo Ihr irgend könnt, mit zusammengehaltenen Massen zur Offensive über, und zwar überall da, wo der Feind auch nur den geringsten Fehler macht. Glückliche Momente beutet bis zur letzten Consequenz aus.

„Die Formation zur Schlachtordnung muß rasch erfolgen. Kommt die Infanterie in's Feuer, so muß sie auch avanciren, um immer mehr Terrain zu gewinnen, denn in solcher Gelegenheit kommt es nicht sowohl auf die Zahl der Todten an, als auf den Platz, den man gewonnen hat; folglich müssen die Leute während des Feuerns immer vorwärts getrieben

werden, womit man den Feind forcirt zurückzugehen, worauf die Confusion bei ihm unausbleiblich erfolget.

„Bei allen Bataillen im freien Felde muß die Cavallerie gleich auf den Feind losgehen und ihn attackiren; auch sie muß überraschen, dann hat sie halbe Arbeit.

„Bei der Attacke muß die ganze Linie mit Geschrei in voller Carrière dem Feinde auf einmal auf den Hals fallen und nicht truppweise oder ein Regiment nach dem andern. Wenn dergestalt die große Mauer geschlossen und mit Impetuosität auf einmal an den Feind herankommt, so kann ihr unmöglich etwas Widerstand thun.

„Im unebenen Terrain müssen die Cavallerie-Brigade-Generale mit Verstand ihr Bestes thun, von der geringsten Gelegenheit, welche sich zeigt, zu profitiren wissen, und die Regimenter und Eskadrons einander getreulichst beistehen und sekundiren. Vor Allem müssen sie den Feind so scharf und so frisch attackiren, als es nur immer möglich ist.

„Ist die feindliche Cavallerie aus dem Felde geschlagen, so ist die Attacke auf die Flanke der beiden feindlichen Infanterietreffen die sicherste und kürzeste, indem sodann die Linien wie ein Kartenhaus über'n Haufen gehen.

„Ist feindliche Infanterie allein da, so kann die Cavallerie sie ohne alle Complimente attackiren. Die Attacke ist ganz sicher, wenn die Infanterie zu kräuseln anfängt. Alsdann darf die Cavallerie nur gerade darauf zu jagen, sich so viel wie möglich ausbreiten und die Tête der Flüchtlinge gewinnen, wodurch dann Alles unser ist.

„Husaren decken die Flügel, Husaren decken den Rücken des Corps de bataille. Husaren von den Flanken hauen mit den ausgefallenen Cürassieren nach.

„Die Verfolgung darf dem Feinde keine Zeit lassen, wieder zusammenzukommen; sie reicht bis zum nächsten Defilee.

„Bei solchen Gelegenheiten müssen die Pferde nicht geschont, sondern die äußersten Kräfte daran gesetzt werden, damit der Feind durch den Verlust der Bataille außer Stand gesetzt werde, sich dieses Jahr im Felde zu zeigen.

„Die Husaren müssen den Feind noch in der Nacht nach der Action immer alarmiren.

„Wenn ich merke, daß der Feind nicht Lust hat, sich zu engagiren, so muß ich Miene machen, ihn zu tourniren und ihn aus seinem Posten zu treiben, bis ich ihn da habe, wo ich ihn angreifen kann. Dieserhalb ich ihn auch immer nur in schräger Linie angreife, damit der andere Flügel nichts lei-

den kann, und reussirt mein Angriff nicht, so kann sich der geschlagene Flügel en faveur des ungelittenen retiriren oder Tête bieten

„In einer Defensiv-Stellung (Posten) muß die Cavallerie im 3. Treffen stehen; dann taugt sie auf den Flügeln nichts, weil die Kanonade sie zurücktreibt; nur à portée muß sie stehen, um jedem repoussirten Angriffe auf dem Fuß zu folgen.

„Ein Hauptstück ist, nie hinter unseren Batterien Bataillone zu postiren; stets zu gefährlich; noch minder Cavallerie. Darauf wohl Acht zu haben ist, denn man exponirt zu Vieles unnütz.

„Für einen Husaren-Offizier, der mit Ambition dient, ist es nicht genug, nur auf seiner Hut zu sein, daß er nicht surpreniret werde, sondern er muß vielmehr darauf bedacht sein, gewisse Projecte zu machen, wie er selbst den Feind überfallen könne, z. B. wie er eine feindliche Feldwache überfallen oder des Feindes Zufuhr attackiren könne.

„Durch große Uebung müssen die Leute so gewöhnt sein, daß ihnen alles mechanisch wird. Die Regimenter können nicht anders als wie eine Maschine angesehen werden, zu welcher ein Kopf gehört. So gut auch ein Degen ist, so richtet er von selber nichts aus, wenn er nicht von einem guten und starken Arme geführt wird, der Gebrauch davon zu machen weiß.

„Jeder Offizier übe sich, für die verschiedensten Gefechte Dispositions zu machen, damit, wenn er als Oberst und General in die Umstände kommt, daß er dergleichen Dispositions machen muß, er sich zu helfen weiß. Das gehört zu seinem Handwerk. Um aber die Sachen dahin zu bringen, ist es nöthig, die jungen Offiziere zu animiren, daß sie von ihren Mußestunden einige anwenden, ihr Handwerk zu studiren und sich geschickt zu machen, damit sie die höheren Posten, die sie erlangen werden, mit allem Ruhm bekleiden können. Offensiv-Dispositions sind immer die besten. Ich empfehle, die Geschichte älterer Kriege zu studiren.

„Es ist jederzeit fehlerhaft und schädlich, wenn die Artillerie ihr Feuer schon anfängt, sobald sie nur den Feind sehen kann und ihn zu erreichen glaubt. Ein solches Feuer ist ohne Wirkung. Rasches, unaufhörliches Feuer ist nur für nähere Distancen.

„Attackirende Kavallerie muß mit aller nur möglichen Accurateſſe und Geschwindigkeit mit Paßkugeln beschossen werden;

die erste Ladung Kartätschen erhalte sie auf 50 bis 60 Schritt. Dabei muß das Feuer durch Abwechseln der halben Batterie continuirlich unterhalten werden. Einzeln muß nicht geschossen werden, denn das wirkt zu wenig.

„Ein Offizier, der bei dergleichen Gelegenheiten sich nur nicht aus seiner Fassung bringen läßt, wird nie risquiren, sein Geschütz zu verlieren. Présence d'esprit läßt aushalten. Zu früh abfahren, zwingt auch die Infanterie zum Rückzuge.

„Es ist ein Fehler, nur die entgegengesetzte Artillerie unter Feuer zu nehmen; die feindliche Infanterie muß vor Allem beschossen werden, denn ist sie erst im Marsch aufgehalten, in Unordnung gebracht und geschlagen, so wird das feindliche Geschütz von selbst schweigen."

Diese Sätze, wie alle Kriegsgrundsätze des großen Königs, zeigen, daß derselbe Beweglichkeit (geistige und leibliche) als das Hauptmittel aller Kriegserfolge auffaßt. Deshalb fordert er rapide Offensiv-Operationen und unaufhörliches Vorschreiten auf dem Schlachtfelde; Schnelligkeit des Handelns in der Strategie, Schnelligkeit des Entschlusses in der Taktik.

Dieser Sinn für Beweglichkeit ließ ihn auch sofort für die Cavallerie das Richtige in ihrer scharfen, frischen Attacke und in der rastlosen Verfolgung finden. Selbst die reitende Artillerie tritt durch ihn zuerst in's Leben.

In dieser Beweglichkeit lag die Vervielfältigung einer militairischen Kraft, die sonst — an der Menge der ihr gegenüberstehenden Feinde gemessen — nothwendig hätte zu Grunde gehen müssen. Auf dieser Beweglichkeit beruhte die Möglichkeit, die getrennten Glieder einzeln zu schlagen. Durch sie ist das kleine Preußen zu einer großen Kriegsmacht geworden.

Das wachsende Uebergewicht der Artillerie in den Schlachten hat Friedrich der Große theils noch erlebt, theils in ihrer weiteren Entwickelung vorausgesehen.

Es war ihm überhaupt der Gedanke einer fortgesetzten Umwandlung der Kriegsmittel durchaus nicht fremd, um so weniger, da er selbst ein wichtiges Moment in ihrem Fortschritt repräsentirte. Deshalb ist er es auch, der schon im Jahre 1777 mit folgenden Worten vor jedem Stillstande warnt:

„Si de nouvelles découvertes se font encore, ce sera une nécessité que les généraux de ces temps-là se prêtent à ces nouveautés, et changent à notre tactique ce qui exige correction."

Die schlesischen Kriege, welche den Hauptinhalt der Politik des großen Königs ausmachten, waren die dreimal von seinen Feinden wie-

derholte Frage: ob Preußen in der That eine Großmacht werden wolle und es werden könne? Wie der Preis der sybillinischen Bücher bei jedem neuen Angebot nicht fiel, sondern verhältnißmäßig stieg, — so wurde jene Frage bei jeder Wiederholung auch immer dringender und schärfer.

In dem dritten schlesischen Kriege rang Preußen nicht allein um seine künftige Großmachtsstellung, sondern um seine Existenz.

Wir blicken jetzt mit der Ruhe, die ein befriedigter Abschluß giebt, auf diese gewaltige Zeit zurück; aber vergessen wir es auch nicht, was es dem Könige, was es der Armee und der Nation gekostet hat, um nach siebenjährigen schweren Leiden den Frieden von Hubertsburg zu erreichen. Wenn der ganze Staat aus den Fugen zu gehen schien, wenn menschlicherweise keine Hülfe, keine Rettung mehr zu hoffen war, dann schien es doch, als ob die eherne Gestalt des großen Königs fest und sicher stünde, und wirklich war Er es ja, der dem Schwachen und Verzagten, dem Hülfslosen und Elenden neuen Muth zusprach und die Armee wieder zu neuen Siegen führte.

Allein leicht wurde das Alles Friedrich dem Großen nicht. Unter der äußeren Ruhe und Festigkeit wogten in seinem Herzen die gewaltigsten psychologischen Kämpfe auf und ab. Wie oft fühlte er sich an den Rand der Verzweiflung geführt; wie oft rang er vergebens nach Trost und Hülfe; wie oft glaubte er nur noch in einem ruhmvollen Untergange seine Bestimmung erfüllen zu können! — Es gab nur einen Mann, in dessen Seele er seinen Schmerz unverhohlen ausschüttete, nämlich den Marquis d'Argens, der dem Könige freilich bei aller persönlichen Ergebenheit und Treue nur philosophische Reflektionen als schwache, zerbrechliche Stützen in der Noth zu bieten vermochte.

Daß Friedrich der Große gleich im Beginn des Krieges sich auf das Schlimmste gefaßt gemacht hatte, geht aus seiner geheimen Instruktion vom Januar 1757 an den Grafen Fink hervor, worin es unter Anderem heißt:

> „... Wenn ich getödtet werden sollte, so darf die Leitung des Staats nicht die geringste Unterbrechung erleiden, und zwar so, daß man es nicht wahrnehme, sie sei in andere Hände übergegangen. In diesem Falle müssen Eid und Huldigung, sowohl in Preußen, als auch besonders in Schlesien, sofort beschleunigt werden. Wenn mich das Mißgeschick treffen sollte, Gefangener zu werden, so verbiete ich hiermit, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme; ebenso soll man auf dasjenige durchaus nicht achten, was ich etwa aus meiner Haft schreiben würde. Wenn mich ein solches Unglück trifft, so will ich mich für den Staat opfern. Jedermann hat dann meinem Bruder zu gehorchen, der — ebenso wie alle Minister

und Generale — mir mit seinem Kopf dafür steht, daß keine Provinz, keine Geldsumme zu meiner Auslösung angeboten wird, und daß man den Krieg mit aller Energie fortführt, als ob ich niemals in der Welt existirt hätte."

Hören wir nach diesem heroischen Entschluß, würdig des großen Monarchen, auch die Klagen des Mannes, der da glaubte, der Last seines Geschickes erliegen zu müssen, obschon er die Siege bei Lowositz und Prag bereits errungen hatte.

Im Juli 1757 (nach der Schlacht bei Kolin — 18. Juni):

„Mein lieber Marquis!

„Sehen Sie mich als eine Mauer an, welche das Unglück seit 2 Jahren in Bresche legt. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliche Leiden, Schmerzen der Seele, öffentliche Unglücksfälle, Calamitäten aller Art: — das macht meine tägliche Nahrung aus. Doch darf ich nicht weich werden! In dieser unheilvollen Zeit muß man sich eiserne Nerven und ein Herz von Stahl anschaffen, um nicht menschlichen Empfindungen zu unterliegen.

„Der künftige Monat wird schrecklich und entscheidend für mein armes Land werden. Ich will es retten oder mit ihm untergehen. Mit Riesenschritten sehe ich das Unglück nahen. Kann ich nicht mit Hiob verglichen werden?

„La philosophie, mon cher, est bonne pour adoucir les maux passés ou futurs, mais elle est vaincue par les maux présents!"

Die Siege bei Roßbach und Leuthen führten nicht, wie der König gehofft, zum Frieden, eben so wenig 1758 der Sieg bei Zorndorf, daher:

Im März 1759 (nach dem Ueberfall bei Hochkirch — 14. Oktober 1758):

„Wenn ich unterliege, so soll der Feind es theuer bezahlen. Dieser Krieg ist schrecklich. Ich sondere mich von Allen ab. Wenn man traurig ist, so kostet es auf die Länge zu viel, seinen Kummer immer verbergen zu müssen, und es ist dann besser, sein Leid allein zu tragen, als es in der Geselligkeit zur Schau zu stellen.

„Anhaltende Beschäftigung hebt mich allein über die Betrübniß hinweg.

„Mais helas! lorsque l'ouvrage est fini, ces funestes idées reparaissent aussi vives qu'elles l'étaient par leurs premières impressions!"

Ende März desselben Jahres:

„Ich muß das Unwürdigste ertragen durch die Infamien, welche in zahllosen Spottschriften gegen mich veröffentlicht werden. Doch ich denke nur daran, den Staat zu retten, und will

mich nicht um das Leid und Unrecht kümmern, welches man mir anzuthun gedenkt. Ich verfolge rücksichtslos meinen Weg. Ach, das Glück wirft nur wenige und vergängliche Strahlen auf unser Leben; aber der Kummer tiefe und dauernde Schatten!"

Im Mai 1759:

„Bald wird die Campagne wieder eröffnet werden. Ich will es an Festigkeit und Muth nicht fehlen lassen, aber daß das genügen werde, uns aus dem Labyrinth zu retten, das kann ich nicht behaupten. Nicht kleine, sondern nur große Wunder können uns allein noch helfen; Würgeengel, die ganze Armeen vernichten, oder Feuer, das vom Himmel fällt und ganze Horden der Barbaren verzehrt. Wenn das Unglück es so will, so werden wir zu Grunde gehen. Aber die Ehre wollen wir wenigstens retten. Sollte es in diesem Jahre meinen Feinden gelingen, sich zu vereinigen, so können sie mir die Grabschrift schreiben, und rüsten Sie sich ein Schiff zur Reise nach Jamaika aus.

„Leib und Seele fangen an, müde zu werden. Meine Kräfte verlassen mich; aber die Ehre ruft, sie richtet mich immer wieder zum Denken und Handeln auf."

Im August 1759 (nach der Schlacht bei Kunersdorf — 12. August):

„Wir sind sehr unglücklich gewesen, mein lieber Marquis; aber nicht durch meine Schuld. Der Sieg gehörte uns schon, da wurde er uns wieder entrissen.

„Der Feind marschirt auf Mühlrose. Ich folge ihm, um mich tödten zu lassen, oder die Hauptstadt zu retten.

„Ist das Unbeständigkeit? Wenn ich mehr wie ein Leben hätte, ich würde ein jedes für mein Vaterland opfern. Aber mißlingt mir dieser letzte Schlag, so will ich nicht mehr der Spielball des Zufalls sein. Ich kann nicht den Untergang meines Vaterlandes überleben."

Einige Tage später:

„Die unverletzliche Treue für mein Vaterland, das Gebot der Ehre läßt mich Alles versuchen; aber ich fühle mich hoffnungslos! Vielleicht rettet uns ein glücklicher Zufall. Seit 10 Tagen leide ich unaussprechlich. Der Tod wäre mir Wohlthat im Vergleich zu einem solchen Leben. Haben Sie Mitleid mit meinem Zustande. Glauben Sie mir, daß ich noch Vieles auf meiner Seele trage, womit ich Niemanden betrüben und beunruhigen möchte.

„Leben Sie wohl und beklagen Sie mich!"

Im November 1759 (nach der Kapitulation des Generals Finck bei Maxen — 20. November):

„Erheben Sie meinen Muth nicht zu hoch. Ich bin so betrübt von dem Unglück, welches so eben den General Finck betroffen hat, daß ich von meinem Erstaunen darüber noch immer nicht zurückkommen kann. Das durchkreuzt alle meine Pläne und schmerzt mich auf das Tiefste. Das Unglück heftet sich an meine Fersen. Ich will dagegen ankämpfen, so lange ich es vermag. Dennoch gestehe ich, ich bin so niedergebeugt von allen diesen Unfällen und dem unaufhörlichen Mißgeschick, daß ich mir tausend Mal den Tod wünsche, daß ich es müde bin, eine Seele und einen Körper mit mir herumzutragen, die nur zum Leiden verurtheilt sind. Ich schreibe Ihnen in dem ersten Augenblick meines Schmerzes. Erstaunen, Kummer, Unwille, Verdruß zerreißen meine Seele. Quando avrai fine il mio tormento!“

Im Januar 1760:

„Der Friede ist noch nicht gewiß. Man hofft, man wünscht: — dabei bleibt es. Noch ein Unfall, und er wird mein Todesstoß sein. In der That, das Leben wird unerträglich, wenn man es in Kummer und in den schmerzlichsten Empfindungen hinschleppen muß. Es hört auf, eine Wohlthat des Himmels zu sein; es wird ein Gegenstand des Entsetzens, ähnlich der grausamsten Rache, welche ein Tyrann über Elende ausübt. Ich kann diese Empfindungen nicht los werden. Sie, mein lieber Marquis, sehen alle diese Dinge von einem andern Standpunkt, der sie mildert und abschwächt; allein wie ganz anders würden Sie urtheilen, wenn Sie nur eine Stunde hier wären. Sie sind nicht König; Sie haben keinen Staat zu vertheidigen; Sie haben nicht zu unterhandeln, nicht Hülfsmittel zu suchen, nicht den Ereignissen entgegenzutreten. Ich, der ich dieser Last fast unterliege, ich allein habe sie auch mit Schmerzen zu tragen.“

Im März 1760:

„Wie seufze ich nach dem Frieden!

„Ich bin wie Tantalus in der Fabel. Wenn ich ihn schon zu haben glaube, so entweicht er plötzlich wieder meinen Händen. Ich fürchte, das Ende dieses Jahres wird schrecklich sein. Ja, wir leben in einer stürmischen und schrecklichen Zeit. Dieser Krieg giebt in Nichts dem 30jährigen Kriege nach. Dieselben Grausamkeiten, dieselben Verwüstungen und dazu die unermeßliche Geschützzahl, welche fast alle Regeln der Kriegskunst über den Haufen wirft. Doch Sie sind wie ein Passagier auf unserem Schiff. Lassen Sie die Manöver dem Steuermann und die Sorge den Matrosen.“

Einige Tage später:

„Ja, mein lieber Marquis! Ich habe Fehler gemacht; allein das Schlimmste ist, daß ich deren noch mehr begehen werde. Derjenige ist noch nicht weise, der es zu sein wünscht. Im Grunde bleiben wir unser ganzes Leben über so, wie wir geboren worden sind. Was indessen das Schlimmste unter den gegenwärtigen Umständen genannt werden muß, ist dies, daß alle Fehler gleich Hauptmißgriffe werden.

„Dieser Gedanke allein läßt mich schaudern. Sehen Sie die große Zahl meiner Feinde, die über meinen Widerstand erbittert sind, ihre Verderben bringenden Anstrengungen verdoppeln und mich mit ihrer Wuth erdrücken möchten. Das Schicksal des Staates hängt nur noch an einem einzigen Haar. Müssen vor solchen Bildern Ihre schönen Hoffnungen, Ihre Prophezeiungen nicht wie ein Nebel zerrinnen?"

Im Mai 1760:

„Il n'y a point de milieu dans cette campagne: ou de grands maux, ou de grands biens; ou l'état sera bouleversé, ou nous prendrons un fort ascendant sur nos ennemis."

Anfangs Juni 1760:

„Ihr Brief, mein lieber Marquis, hat mich in dem Zustande der größten Unruhe und Noth gefunden. Unsere Angelegenheiten nehmen eine widerwärtige Wendung. Ich mag wollen oder nicht, ich muß ein hohes Spiel wagen.

„Verzweifelte Hülfsmittel sind die einzigen gegen solche Zustände. Ich wiederhole, dieser Feldzug kann uns furchtbar werden; aber ich weiß nicht, wie ich einen Ausgang der Art abwehren soll. Der Strom der Begebenheiten reißt mich aus den Wegen gewöhnlicher Klugheit heraus und zwingt mich von zwei Uebeln doch noch das kleinere zu wählen. Ich werde mit kaltem Blut und mit der möglichsten Entschlossenheit handeln; aber die Aufgabe ist zu gewaltig; ich werde ihr unterliegen. Gebe der Himmel, daß ich mich täusche! Ohne ein Wunder bin ich nicht mehr zu retten!"

Ende Juni 1760 (als Fouquet bei Landshut vernichtet worden war — 23. Juni):

„So sind denn meine unglücklichen Prophezeiungen nur zu wahr geworden.

„Möchte das Ende dem nicht entsprechen. Wäre ich nur selbst erst an den Abschluß der Zeit gekommen, die mir hier in dem Thal der Finsterniß und Trübsal vorgeschrieben ist. Wie ist doch das Ende meiner Laufbahn so hart, traurig und entsetzlich!"

Nun aber heiterte sich der dicht umwölkte Horizont ein wenig auf. Friedrich der Große gewann die Schlacht bei Liegnitz über Laudon den 15. August 1760.

Ende dieses Monats schreibt der König:

„Die Schlacht vom 15. August ist nur eine leichte Schramme, die ich dem Feinde beigebracht habe. Ich brauche eine große Schlacht, um unser Schicksal zu entscheiden. Erst wenn ich diese gewonnen haben werde, wollen wir uns freuen. Es sind die Arbeiten des Herkules, die ich in einem Alter ausführen soll, in dem ich die Kräfte dazu schwinden fühle, und die Hoffnung, der Trost aller Unglücklichen, immer schwächer wird. Dennoch werde ich meine Pflicht thun. Ach, Sie ahnen nicht, wie groß die Gefahren sind, die dem Staate drohen; ich aber kenne sie, und ich verberge sie; für mich behalte ich alle Befürchtungen, und theile dem Publikum nur die Hoffnungen mit oder die wenigen guten Nachrichten über das, was sich hier ereignet hat."

Nun aber eilte der König zu dem Siege von Torgau über Daun, den 3. November 1760, und schreibt nach demselben, den 5. November 1760:

„Mein Gott, wie rasch wechseln die Begebenheiten! Wir haben so eben die Oesterreicher geschlagen. Dieser Sieg kann uns vielleicht einige Ruhe für den Winter geben, und das wird Alles sein! Im nächsten Jahre wird der Kampf wieder von Neuem beginnen."

„Was ich auch thun mag, die Zahl meiner Feinde bleibt immer zu groß und kann mich erdrücken. Das ist die unvermeidliche Ursache aller meiner Unfälle."

Im April 1761:

„Die Königin von Ungarn will den Frieden nicht. So möge geschehen, was dem Himmel gefallen wird. Ich trete in diese Campagne wie ein Mann ein, der kopfüber in die Fluthen stürzt. Alles vorhersehen wollen, wäre ein Mittel, Hypochonder zu werden; an Nichts denken, hieße sich durch eigene Schuld überraschen lassen. Ich sage mir, daß jedes Uebel, welches man fürchtet, und alles Gute, was man hofft, niemals buchstäblich so eintreffen; man muß von dem Einen wie von dem Andern bedeutend herunterlassen. Uebrigens kann ich bei der Zahl meiner Feinde den Krieg nur so führen, wie man aus der Hand in den Mund lebt."

In dem Lager von Bunzelwitz schien der König endlich zum coup de grâce, wie er es zu nennen pflegte, umzingelt zu sein. Dennoch wurde ihm wieder Rettung zu Theil; ja sogar im folgenden Jahre durch

den Tod der Kaiserin Elisabeth ein Bündniß mit Rußland; wenn ihm auch durch den zu schnellen Tod Kaiser Pauls III. keine militairische Hülfe zugeführt wurde.

Der Sieg des Königs bei Burkersdorf, den 21. Juli, und des Prinzen Heinrich bei Freiberg, den 29. October 1762, schienen den Frieden noch nicht sichern zu wollen.

Der König schreibt im October 1762:

„Während dieses ganzen Krieges hat das Glück von einer zur andern Parthei hin gewechselt. Es schien, daß es ein gewisses Gleichgewicht nach allen Seiten hin erhalten wollte. Nichts zwingt daher zum Frieden. Ich glaube, daß man ihn nicht eher abschließen wird, als bis die Erschöpfung einen solchen Grad erreicht hat, daß man sich in der physischen Unmöglichkeit befindet, den Kampf fortzusetzen . . ."

November:

„Alle meine Wünsche sind auf einen guten Frieden gerichtet."

Endlich wurde dieser Friede geschlossen.

Friedrich der Große schreibt darüber Ende Februar 1763:

„Der Friede erregt allgemeine Freude. Was mich anbetrifft — ein armer Greis — ich kehre in eine Stadt zurück, in der ich nur noch die Mauern kenne; wo ich keinen meiner alten Freunde wiederfinde; wo mich eine unermeßliche Arbeit erwartet und wo ich binnen Kurzem meine Gebeine da ruhen lassen werde, wo es keine Unruhe, keinen Krieg, kein Elend, keinen Betrug der Menschen mehr giebt."

Und im Anfang März:

„Gott sei gedankt, daß der Friede endlich ganz fest gemacht ist. Die Epoche meiner militairischen Arbeiten hat hiermit ihr Ende erreicht. Ich werde mich jetzt mit der Wiederherstellung der Provinzen beschäftigen. Aber ich bedarf auch der Ruhe des Geistes, um in der Stille und Zurückgezogenheit über mich selbst nachzudenken!"

Das geschah auch in der Capelle zu Charlottenburg, an den Stufen des Altars, während Orgel und Sänger heilige Lobgesänge hören ließen.

Dieser Krieg hatte ungeheure Opfer gekostet.

Das Fundament des neuen Großstaates war tief gelegt und fest mit Blut gekittet. Friedrich der Große zählt die Opfer selbst in folgender Art auf:

„Dieser Krieg hatte 180,000 Mann verbraucht. Die Armee hatte 17 Hauptschlachten geschlagen, 3 Belagerungen unternommen und 5 von den Feinden bestanden.

„Die Feinde hatten 3 Armee-Corps fast ganz vernichtet, nämlich den Convoi von Olmütz, das Corps von Fink bei

Maxen und das Corps von Fouquet bei Landshut. Außerdem ging die Garnison von Breslau, zwei Garnisonen von Schweidnitz, die von Torgau und die von Wittenberg durch die Einnahme dieser Festungen verloren.

„Ferner waren gegen 20,000 Menschen durch die Grausamkeit und Verheerungen der Russen in der Provinz Preußen umgekommen, 6000 in Pommern, 4000 in der Neumark, 3000 in der Mark Brandenburg.

„An Offizieren verlor die Armee 1500. Der Krieg hatte 125 Millionen Thaler gekostet. Die Ruhe war deshalb Preußen noch nöthiger, wie den andern Ländern Europa's, denn dieser Staat hatte fast allein die eigentliche Last des Krieges getragen. Preußen glich einem mit Wunden bedeckten Manne, der, geschwächt von schwerem Blutverlust, nahe daran ist, dem Uebermaß seiner Leiden zu erliegen. Die Regierung konnte nur dem Beispiel eines weisen Arztes folgen, d. h. durch milde Heilmittel und durch die Zeit die Kräfte des geschwächten Staatskörpers wieder herstellen. Die Sorge für den inneren Zustand des Landes nahm daher meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Adel befand sich in dem äußersten Zustande der Erschöpfung; der kleine Mann war ruinirt; zahllose Dörfer verbrannt, viele Städte zerstört, theils durch Belagerungen, theils durch die Feuersbrünste, welche die Feinde verursacht halten. Eine vollständige Anarchie hatte die bisherige Ordnung der Polizei und der Verwaltung umgestürzt. Die Finanzen befanden sich in der größten Unordnung. Es herrschte eine allgemeine Trostlosigkeit. Ueberdies waren die alten gewiegten Finanzräthe, die Finanzminister im Laufe dieses Krieges gestorben; in einer so isolirten Lage, ohne Gehülfen, mußte ich nicht nur neue Männer wählen, sondern ich mußte sie auch zu den Aemtern ausbilden, zu welchen ich sie bestimmte.

„Die Armee befand sich in keiner besseren Lage. Die Blüthe der Offiziere und Soldaten war in den Schlachten zu Grunde gegangen. Wenige Regimenter mochten noch 100 Mann von den Stammlisten des Jahres 1756 in ihren Reihen zählen. Die Regimenter waren in ihren Bestandtheilen vollständig umgewandelt; enthielten aber jetzt doch mehr Landeskinder als Ausländer. Gleichwohl mußten sie ergänzt, Zucht und Ordnung wieder schärfer angezogen, und den jüngeren Offizieren der Antrieb gegeben werden, durch Gedanken des Ruhmes und der Ehre die alte Energie in der Armee von Neuem zu beleben."

Mit wunderbarer Schnelligkeit gelang dem Könige die Reorganisation der Armee und des Landes. Eine neue, vortrefflich ausgebildete,

wohl disciplinirte und schlagfertige Armee von 161,000 Mann unter den Fahnen sicherte dem Staat den Frieden und die Achtung in Deutschland wie in ganz Europa. Seit dem Jahre 1774 unterhielt der König 186,000 Mann.

Die Provinzen blühten auf, die Bevölkerung wuchs, die Staats-Einkünfte stiegen, die Festungen waren wieder hergestellt, die Magazine für die Dauer einer ganzen Campagne gefüllt, und der Staatsschatz so reich, daß Friedrich der Große mit demselben die Kosten eines neuen mehrjährigen Krieges hätte bestreiten können.

Blicken wir zurück auf Anfang und Ende der langen glorreichen Regierung des großen Königs, — so sehen wir dort den jugendlichen, hoffnungsreichen Fürsten, übersprudelnd von Geist, Kraft und Thatendurst, — und hier den in Arbeit und Mühen, in Noth und Kummer, in ernsten Sorgen und langen schweren Kämpfen zwar gealterten Monarchen, der aber in dieser Trübsalshitze fest und sicher wie Stahl und Eisen geworden ist: — ein Schrecken seiner Feinde, ein Wohlthäter seines Volkes, ein Hort deutscher Unabhängigkeit, dessen Name in Palläſten wie in Hütten mit Bewunderung wiederhallt. Wir sehen dort ein neues Königreich, an dessen Wiege bereits zwei edle Monarchen schützend und pflegend gestanden hatten; — aber dessen nationale Kraft und Stärke noch nicht auf die Probe gestellt worden war, und hier das groß gewordene, sieggekrönte Preußen, vor dem sich alle seine Feinde neigen müssen.

Nicht der Schwäche, nur der Kraft wird die Ehre der Feindschaft und des Kampfes angethan.

Diese Signatur ist dem jungen Königreich gleich in der Geburt geworden und wird ihm bleiben, wie die angeborene Individualität ein und dieselbe in dem Jüngling, wie in dem Manne ist. Nur sei die Kraft auch die rechter Art, — der Kampf ohne Haß und ohne Feindschaft.

Preußens historische Mission ist nicht die, zu zerstören, sondern mit Gottes Hülfe zu retten, zu erhalten und zu bauen. Das theure Wort des Herrn:

> „Ich will Dir den Weg zeigen, den Du wandeln sollst; ich will Dich mit meinen Augen leiten!"

gilt für jeden Christen, wie für ein ganzes christliches Volk.

Nur durch diese historische Mission verstehen wir es, wie der im Jahre 1806 niedergeworfene und auf die Hälfte reducirte Staat sich schon nach wenigen Jahren in ursprünglicher Frische und Stärke wieder erheben, 1813, 14 und 15 in drei siegreichen Feldzügen seine alte Kraft von Neuem bewähren, und am Schlusse dieser ruhmvollen Zeit größer wie zuvor dastehen konnte, und zwar in dem unzweifelhaften Besitz der von Friedrich dem Großen gegründeten Großmachtsstellung. Durch die Siege der preußischen Armee, damals getragen und anerkannt von

einer heiligen Alliance, wurde deutsche Sitte, deutsches Recht, deutsche Freiheit wieder gerettet!

Und war es nicht dieselbe historische Mission, welche Preußen die Revolten im Jahre 1848 nicht nur an seinem eigenen Heerde, sondern auch in deutschen Ländern niederschlagen ließ? Darum ist die Zukunft unseres Vaterlandes nicht dunkel, sie ist hell und rosig wie das Morgenlicht eines neu anbrechenden Tages.

Bedürfen wir äußerer Zeichen für das fortgesetzte Gedeihen Preußens aber, äußerer Zeichen, welche auf fester sittlicher Grundlage ruhen, — wohlan, sie sind zahlreich vorhanden.

Es ist das seit Jahrhunderten fest geschlungene Band zwischen einem erhabenen Herrschergeschlecht und seinem Volke, eine unlösliche, weil gottgeweihte Einheit!

Es ist die Treue des Volkes, welche in der Armee, die ganz und ungetheilt hervorgegangen ist aus diesem Volke, ihren reichsten und idealsten Ausdruck erhält; nicht der Eidschwur allein, die Liebe bindet diese Treue, als des Gesetzes rechte Erfüllung.

Es ist die Wächterstellung nach Ost und West, die in der That kein kleinerer Staat als Preußen übernehmen kann, und für sie giebt eine starke, wohl disciplinirte, gut geschulte, trefflich geführte Armee, in echter Kriegsbereitschaft, die Garantie der Sicherheit und Dauer.

Es ist ferner die eigenthümliche, in Deutschland hineingesprengte Lage dieses Staates, der wie ein edles Metall die alten Felsen durchsetzt und sie durch den Zollverein auch reicher macht. Unabgerundet, zerrissen in zwei ungleiche Theile, die äußeren Glieder weit vorgestreckt, ist Preußen in steter Berührung und Verarbeitung mit allen deutschen Bruderstämmen. Das individuellste Leben, die engste Besonderheit, mißt sich an dem straffen, strammen, soldatischen Charakter unseres Volkes. Wo der Schwerpunkt ist, dahin gravitiren alle Kräfte.

Es ist der Riesenfortschritt, den Preußen seit Jahrhunderten thatsächlich schon gemacht, und zwar durch seine großen Fürsten, durch seine tapfere Armee und durch die Mäßigkeit und Ausdauer der Stammlande, die rechtschaffen mit dem sterilen Boden und der Noth des Lebens bis auf diesen Tag gerungen haben. —

Es ist die alte große Königsburg, die von der hohen Kuppel in goldenen Buchstaben die Steine rufen läßt, daß auch für Preußen das Heil nur in dem Namen gegeben ist, in dem alle Menschen einzig und allein dem Himmel entgegenreifen können.

Es ist endlich das Königthum von „Gottes Gnaden", nicht von der Menschen Willkür, welches seinen Segen zu allen Zeiten über unser theures Vaterland reichlich ausgegossen hat und auch ferner ausgießen wird. —

Das walte Gott bis an das Ende aller Tage!!

Druck von E. S. Mittler und Sohn in Berlin.

SUUM CUIQUE

DD
403
.8
F75

Friedrich der Grosse und
der Friede zu Hubertsbu

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY